

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Dienstag, 9. Oktober.

1928.

(8. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Underling.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Zimmer, wo die Gäste jetzt in losen Gruppen umherstanden, auf das Signal zum Aufbruch wartend, knallte eine Pochsalve in die feierliche Stille.

Inge blickte zurück und sagte schnell, im leichten Plauderton: „Es gibt keinen Zufall. Jeder Schritt, den wir gehen, ist in uralten Gesetzen vorgeschrieben — jeder Atemzug — jedes Lachen, jede Träne. Wissen Sie das nicht?“

Kurt Grotted fühlte erstaunt den Unterschied der ernstesten Worte und des konventionellen Tons. Da sah er Blinsky an der Balkontür stehen, halb abgewandt, unauffällig. Nun begriff er Inge, und er antwortete im gleichen Tonfall: „Also es ist Bestimmung, daß ich Sie liebe, Inge?“

Sie legte den Schal fester um die Schultern. „Es wird kühl. Ich muß hinein.“

Verwirrt folgte er ihr. Hatte sie mit ihm gespielt? Hatte die Nähe des Lauscher sie abgeschreckt? Aber was ging sie dieser Angestellte ihres Vaters an?

Plötzlich fiel ihm sein Reichtum ein, der drunten in der Stadt in einem lächerlichen Versteck schlief. Er war nicht mehr der mittellose junge Mann aus guter Familie, er konnte um Inge Brodersen werben und ihren Weg glatt und eben halten. Konnte er es denn? Gehörte ihm denn dieser Schatz schon?

Das Rätsel dieses Geldes wurde immer dunkler. Keine Zeitung hatte irgendeine Zeile über einen Einbruch oder einen Geldverlust gebracht, und es gab doch keinen Menschen, der so reich war, daß er eine solche Summe sich stehlen lassen konnte, ohne sich darum zu kümmern. Er blickte auf den Prunk des Raumes drinnen. Nicht einmal Brodersen hätte das gekonnt.

Bei diesem Gedanken stockte er: sein Name war auf jenem geheimnisvollen Papier! Waren hier Zusammenhänge? Er redete sich ein, daß einer seiner Leute im Spiel war, vielleicht dieser Blinsky: was er zur Schau trug, war nur Fassade, der wirkliche Blinsky sah ganz anders aus. Ein unerklärliche Angst überfiel ihn, Angst um Inge und sich.

Brodersen sah noch immer in seinem Sessel, während eine dicke Gruppe ihn umstand. Als Grotted näher trat, hörte er Namen russischer Führer. Tagesprobleme der Politik hingen in der Luft. Das beruhigte ihn merkwürdigerweise.

Aber nun brach Brodersen, der ihn hinter den andern gar nicht gesehen haben konnte, mitten in einer Erklärung russischer Finanzaktionen ab und gestiel sich in einer Anekdote aus Lenins Studentenzeit in Zürich. Grotted hatte wieder das Gefühl, daß die plötzliche Wendung durch sein Dazukommen veranlaßt war. Er lenkte seine Schritte zurück und stand vor Blinsky.

Er hatte Lust, den russischen Zeitungsausschnitt hervorzuziehen und ihn sich erklären zu lassen. Oh, er hätte in diesem wachen, überwachen Augenblick jedes Schwanken in Blinskys Haltung bemerkt!

Aber ehe er sich dazu entschließen konnte, trat der Bankier auf ihn zu. „Ich höre Sie gestern im Rundfunk. Jamlos, wirklich. Hat dies Handwerk wenigstens einen goldenen Boden?“ Grotted verneinte lachend.

„Kaufen Sie Papiere! Schwedische Hotelaktien. Ich schenke Ihnen den Tip. Feine Sache. Na? Wieviel soll ich notieren?“ „Hunderttausend.“

Der Bankier lachte. „Donnerwetter, Sie gehen gut ins Zeug. Na, besuchen Sie mich mal.“

Blinsky lächelte sein dünnes Lächeln. Nein, hier sah jemand Mißtrauen zu haben.

Brodersen erhob sich, und im gleichen Augenblick löste sich die Gesellschaft auf. Grotted fühlte seine Hand gedrückt. „Kommen Sie bald wieder. Ein Stuhl ist für Sie immer bereit, und der Flügel wartet auf Sie. Wieviel Instrumente spielen Sie Wunderkind eigentlich?“

„So ziemlich alle“, antwortete Grotted lächelnd.

„Das habe ich auch immer getan — nur auf andern.“ Die Herren lachten verständnisvoll, und Grotted sah sich Inge gegenüber. Sein Blick flectete sie an.

„Mir ist etwas an Ihnen aufgefallen“, sagte sie leise, und sie sagte es mit dem gleichen beherrschten Lächeln: „Sie sind der einzige unter unsern Gästen, der mir nicht die Hand küßt.“

Er sah sie verwirrt an. „Ich habe bisher nur die Hand meiner Mutter geküßt.“

Andre drängten sich heran, und Grotted ging.

Nun waren Vater und Tochter allein. Er stand noch immer, die Hände auf die Tischplatte gestemmt. „Bist du sehr müde, Inge?“

Seine Stimme klang weich und zart. Niemand hätte Brodersen an dieser Stimme erkannt. Alles Rauhe, Schroffe, Eherne war verschwunden. Seine Hände lösten sich vom Tisch und hoben sich ihr in einer Gebärde rührender Hilflosigkeit entgegen. „Sag, daß es dich nicht zu sehr angestrengt hat.“

Inge trat zu ihm. „Du weißt ja, daß ich gern zuhöre.“

Er zog sie mit einer scheuen, vorsichtigen Bewegung an sich. „Zuhören ist das Allerschwerste. Ich kenne deine Opfer, Inge. Warum bist du aber immer so einsam? Warum suchst du dir nicht eine Freundin?“

Zu ihr Gesicht trat ein gehefter, gequälter Ausdruck. „Laß das, Vater!“

„Hast dich keine?“ „Ich suchte keine.“

„Es gibt keine Frau in der Stadt, die nicht stolz auf diesen Vorzug wäre, und ich möchte es auch keiner raten, in diesem Punkt anders zu denken.“

„Freundschaft läßt sich nicht erzwingen, Vater. Ich fand nur Neugierige oder Neidische. Meinst du, daß das der rechte Anfang einer Freundschaft ist?“

Ein höhnisches Lächeln stieg auf. „Reichtum macht so einsam? Aber Einsamkeit ist kein Glück für junge Menschen.“

„Ich bin ja glücklich“, sagte ihre zitternde Stimme.

Seine Hände glitten über ihr Haar. „Alles Glück der Erde auf dich, Inge!“ Und dann, als schämte er sich seiner Aufwallung: „Du darfst nicht zuviel von Menschen verlangen. Du kannst sie gar nicht niedrig genug einschätzen. Glaube, daß unter meinen Gästen einer ist, der sich von mir nicht kaufen ließe?“

Ja, dachte Inge Brodersen, einer ist darunter. Laut sagte sie nur: „Warum empfängst du sie denn?“

Er ließ von ihr ab. „Das verstehst du nicht. Sie dienen alle einer Sache, freiwillig oder unfreiwillig. Ist Blinsky schon fort?“

„Ja. Er arbeitet doch jetzt wieder nachts unten in seinem Laboratorium.“

Langsam ging er im Zimmer auf und ab, die Arme über der Brust verschränkt. „Er ist großen Dingen auf der Spur. Und große Dinge kennen keine Uhr.“

Sie hörte seine Worte nicht. An das Fenster gelehnt, sah sie in das Dunkel draußen.

Ich hätte freundlicher zu ihm sein sollen, dachte sie, er ging so traurig fort. Ich hätte mutiger sein sollen und ihm sagen, daß ich —

Aber diesen Gedanken vollendete Inge Brodersen nicht einmal vor sich selber.

Grottek hatte sich draußen einigen Herren angeschlossen, die zum Autoplatz hinuntergingen. Eine steile, schmale Treppe, in den grünen Berg geschnitten, führte in die Stadt.

„Hier stand früher der Galgen“, bemerkte der Fabrikant. „Hören Sie es nicht noch von Gerippen klappern?“

„Nein, aber von Sovereigns“, meinte der Bankier lachend. „Zum mindesten vorhin beim Gorilla.“

Nun unterhielten sie sich laut und lachend über den Wirt, den sie eben verlassen hatten.

„Sieht er nicht aus wie ein alter Seeräuber?“

„Tatsache ist, daß er einen nicht genau ansehen kann.“

Allerlei Anekdoten erwachten in den weingefärbten Gehirnen. Brodersen sollte in Paris ein Kunstmäzen von eigener Art gewesen sein. „Er borgte jedem Künstler, ob berühmt oder unbekannt, und verlangte als Entgelt nur eine Karikatur von sich in ein besonderes Album. Viele erlesene Namen waren darin. Aber eines Tages bekam er die Pumperlei und Paris satt und schenkte die Sammlung beim Wegzug dem Louvre. Na ja, er hatte es ja dazu, und wenn er eine Karikatur von sich sehen will, braucht er bloß in einen seiner geschliffenen Venetianer zu gucken.“

Ein anderes Mal sollte er, von Weltflucht besessen, ein Jahr lang an der kalifornischen Küste in einer Yacht entlanggefahren sein. „Kein Mensch außer den Matrosen hatte Zutritt.“

Der Bankier lachte. „Vielleicht hatte er auch andere Gründe, sich unsichtbar zu machen.“

Angewidert verließ Grottek die Gruppe, ohne sich zu verabschieden. Als er ein paar Schritte gegangen war, schob sich ein Arm in den seinen.

„Ich darf Sie doch begleiten?“ fragte eine weiche Knabenstimme.

Der junge Surmann blinnte ihn lächelnd an. „Ich bin Ihnen die ganze Zeit gefolgt. Ich dachte es mir, daß Sie diese lärmenden Menschen nicht lange vertragen würden.“

„Ja, ich suchte die Stille und den Duft des Abends und —“

... und den Duft der Erinnerung festzuhalten, nicht wahr, der so leicht verfliegt.“

„Der Erinnerung?“ Grottek empfand die Anspielung peinlich, und er fragte schroffer, als es hier nötig war: „Welche Erinnerung meinen Sie?“

Surmann seufzte vor sich hin. „Ist sie nicht herrlich?“ fragte er dann vertraulich. „Lebt nicht der ganze Rausch des Urwaldes in ihrem Gang?“

„Des Urwaldes?“ Grottek befreite sich unwillkürlich von dem Arm des andern.

„Ja“, fuhr der Lyriker leuchtenden Auges fort. „Des Urwaldes. Ich höre das Fauchen und Schreien fliehender Affenherden im Dianengestrüpp, das Grollen der Vulkane, das Splintern der Bungalows beim Erdbeben. Ich fühle die rasende Energie des Tigersprungs und die schöne Verderblichkeit der lautlosen bunten Schlangen. Ich sehe die flammende Sonne auf den gemäuelten Felsen von Bornbudur, und hunderttausend Gebete aus ungezählten Jahrhunderten zittern im Glask. Ich höre das Gurgeln der Stromschnellen

und das weiche Fallen reifer Früchte im brühheißen Urwald. Und dann den Gesang, den sanften, uralten, heiligen Sang bei den Tänzen hüftenschlanter Tempelmädchen, wie sie vielleicht eines war... Empfinden Sie das nicht auch, wenn Sie sie sehen?“

Immer verwunderter blinnte Grottek seinen schwärmenden Begleiter an. „Offen gestanden, nein. Aber ich bin ja auch kein Dichter.“

„Aber Sie sind doch Künstler. Sie haben doch Empfindungsvermögen. Sie müssen durch Ihren Anblick doch aus dem Alltag geweckt werden?“

„Ich finde es sonderbar, daß ich Ihnen so etwas gestehen soll.“

„Sie ist der Grund, warum ich zu Brodersen gehe“, fuhr Surmann fort, ohne auf den Einwurf zu achten. „Sie ist der Magnet. Denn sonst gehöre ich ja wahrlich nicht dorthin. Nicht wegen des Abstandes, den der Reichtum schafft. Den erkenne ich nicht an. Ich bin ja innerlich viel reicher als all diese Finanzleute dort, und mein Reichtum ist keiner Kurschwankung unterworfen. Ist es nicht so?“

„Ich gratuliere“, sagte Grottek lächelnd. „Und was stört Sie sonst bei Brodersen?“

„Die Politik. Dieses gefährliche, lauernde Ungeheuer.“

„Wird dort mehr politisiert als anderswo?“

Surmann lachte sehr überlegen. „In Ihrer Gegenwart nicht. Wenn Sie kommen, schweigt das Gespräch, oder es nimmt eine kühne Wendung ins Ethnologische. Ist Ihnen das noch nicht aufgefallen?“

Grottek mußte zustimmen. „Aber warum?“

„Weil man Sie nicht für so harmlos hält wie mich. Ja, mich nimmt man in diesen Kreisen nicht für ganz voll. Wenn ich dabei sitze, hält man es nicht für nötig, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.“

„Nun, und was haben Sie denn so Gefährliches entdeckt?“

Surmann preßte Grotteks Hand. „Gefährlich... das ist das richtige Wort. Ich glaube, daß Brodersen an einen gefährlichen Zirkel gebunden ist.“

„Ich glaube, daß er mit seinen starken Fäusten jedes Ketz zerreißt. Sie sehen zu schwarz. Ihre übrigens recht beachtliche Phantasie geht mit Ihnen ein bißchen durch.“

„Aber ich bitte Sie, was ist das für ein Verkehr in diesem Hause! Sind Ihnen noch nicht diese Menschen aufgefallen, die ein- oder zweimal dort auftauchen, ein haarschreierisches Deutsch sprechen und dann auf immerwiedersehen verschwinden?“

„Bei Brodersens internationaler Art ist das doch nicht so verwunderlich, daß allerlei landfremdes Volk bei ihm auftaucht.“

„Landfremdes Volk... wissen Sie, wie man das früher nannte? Unehrliche Leute! Sie hatten kein Recht. Sie waren geächtet. Sie konnten nicht in die Zünfte eintreten. Sie durften nicht in die Kirche. Sie wurden hinterm Zaun verscharrt.“

„Stimmt. Das wollen wir in der Zeit des Flugzeugs und der elektrischen Schnellzugslokomotive aber doch gern jener Zeit überlassen, die man die gute nennt.“

(Fortf. folgt.)

Das Jahr zerrinnt...

Das Jahr zerrinnt. Die weißen Blätter fallen, Ein Abschiedflüstern geht von Baum zu Baum; Vereinsamt stehn die sangesfrohen Hallen, Ein letztes Lied verklingt am Waldessaum.

Das Jahr zerrinnt. Im stillen Tal verblühen Die letzten Blumen, die der Sommer gab; Und zart umfloßt vom letzten Sonnenglühen Sinkt daseinsmild der Sommer in das Grab.

Rast stehn die Felder und die Reben streifen So mild und traurig durch das weite Land, Das einst in Blütenpracht und Ährenreihen Im warmen Schein der Sommer Sonne stand.

Schon mahnt der Herbst im reichen Purpurkleide Daß nun das große Sterben bald beginnt. Der Sommer stirbt im goldenen Gescheide, Die Tage eilen und das Jahr zerrinnt.

Wilhelm Lehnen.

Land der Sonne.

Von Eva Leidmann.

Von der Operette her kennt jeder Ausländer die Residenz von Montenegro. Wir fahren von Ragusa nach Cetinje.

Der Tag dämmt und die Sonne schwingt sich, ein glühender Ball, über die Zypressen von Lacrome mit dem kleinen Liebeschloß des ehemaligen Kaisers Maximilian von Mexiko. Gleich geht es scharf bergan und es wird noch viel geredet und gefragt. Unser Gentlemanchauffeur gibt in vier Sprachen tadellose Auskunft. Er sitzt im 50-Kilometer-Tempo mit einem deutschen Wagen, dies nebenbei, durch enge Küstenstraßen, spitze Kurven; aber kein Mensch hat Angst, nicht einmal die Selbstfahrer — und das will etwas heißen. Am Ufer Palmen, Zedern, Oliven, Feigenbäume, reitende Bauern mit kühnen Augen, den Dolch im Gürtel, die uns nach orientalischer Sitte grüßen.

Die schönsten Mädchen, die ich je gesehen, weiß gekleidet, führen ihre beladenen, noch nicht an den Autoverkehr gewöhnten winsigen Esel behutsam zur Seite. Sie winken und lachen. Hinter Verast und Prang wächst der Wein nicht mehr auf Bergen, sondern in der Ebene, und er breitet sich aus wie bei uns Getreidefelder. Große, dunkle Trauben leuchten, in das flüssige Gold des Morgens getaucht. Die kleinen Kühe, Esel und Pferde, auch Hunde gibt es hier (nur keine Dalmatiner). Während man in Ragusa keine sehn findet, sehen sie bis Kattaro gut und wohlgenährt aus, wie die Menschen. Man sieht noch Brunnen, ab und zu eine Quelle fildern. Aber es geht aufwärts; immer kürzer werden die Serpentin, spitzer und gefährlicher die Kurven. Das selbige Blau der Adria hat sich in Perlmutt verwandelt, der Lovcen zeigt sein undurchdringliches Gesicht — wir kommen in die Steinwüsten von Montenegro, sind schon mitten in den schwarzen Bergen.

Weit auseinander liegen die Siedlungen, ungeschützt von Baum und Strauch, der Glut der Sonne preisgegeben. Die Häuser, wenn man sie noch so bezeichnen kann, sind nur aus losen Steinen, ohne Bindemittel, aufgerichtet.

Hier grüßen die Menschen nicht mehr. Sie staunen mit sanften Tieraugen und rennen schon zur Seite, wie ihre Bergschafe. Manchmal dämmt in der Glut ein grauer Fleck Erde, auf dem sich geduldige Hände mühen, sie fruchtbar zu machen. Steinmauern umrahmen diese traurigen Oasen, damit die larme Frucht vor den Tieren geschützt bleibt. Nirgends mehr Wasser. Ausgetrocknet ist die Luft. Ein Bauer kommt mit einer Fuhre Armsellasteiten die weiße Bergstraße herunter. Es ist schwierig, auszuweichen. Drei kleine, ausgemergelte, zerschundene Pferdechen neben ihm, mit hängenden Leisten, ein Gerippe von Hund taumelt daneben. Hier denkt man nicht mehr, wie in einigen Gegenden Italiens, es werden Tiere grausam geschunden, denn in dieser Wüste sind Mensch und Tier eins, hier teilen sie alles, was sie haben und nicht haben, sie sind der sengenden Sonne verfallen, sind wehrlos.

Wir sind auf der Pashöhe. Die Adria träumt ihre blauen Träume hinter den Gebirgen. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch. Woher kommen plötzlich die vielen braunen Kinder? Sie laufen hinter unserem Wagen her und schreien mit heiseren Stimmen: „Dinare! Dinare!“ Wir werfen kleine Büschel wilder Eselamen hinter uns her. Fünf bis sechs Stunden müssen sie klettern, um diese rührenden, blühenden Blumen zu pflücken, die dann im Messer der Straße endigen.

Die paar Menschen, die hier wandern, sind in schwarze Roben gehüllt. In unserem Wagen ist es still geworden. Auf einem Felsen liegt ein fieberkranker Hirte. Drei Frauen umstehen ihn schweigend. Sie heben nicht einmal die Augen nach uns. Eine von ihnen neigt dem Kranken ein Blechgefäß mit Wasser an die verbrannten Lippen. Wasserreich — Gottesdienst in der Wüste. Wir geben den Frauen Bananen und Zigaretten. Gierig greifen sie zu und danken mit Kopfschütteln wortlos.

„Dort unten liegt Cetinje“, sagt der Chauffeur.

„Ein Dorf?“

„Nein, die Residenzstadt von Montenegro.“

Wir sind schon in der Hauptstraße, wo gerade Markt ist. Wie wütet über dem Platz, über den selbgebotenen Früchten und Tieren. Es geht merkwürdig zu beim Handeln. Wortlos und still. Die Leute sind hier nicht gewohnt, viel zu reden. Groß und schlank, wie Edelknechte auf alten Stühlen, sehen die Bauern in ihren Trachten herum. Sie flimmern nicht um die Fremden, und es stört sie nicht, wenn sie angesprochen werden.

Im „Grand-Hotel“ werden wir von einem Fremdenführer in Empfang genommen und jetzt beginnt das Vorspiel einer sehr lustigen und gut aufgemachten Operette.

Unser Fremdenführer ist ein auffallend hübscher, gut ausgezogener brauner Bursche, der außer Kroatisch Italienisch, Deutsch und Englisch, das Esperanto der Augensprache perfekt beherrscht. Er wendet sich fast ausschließlich an die Damen

mit seinen Erklärungen. Selbstverständlich kommt das Wort „königlich“ bei jedem dritten Satz vor, und „Wiedo“, so hieß der Führer, ist unermüdlich im Austeilen von Komplimenten. Ohne Unterschied der Nationalität und des Alters. Momentan bin ich an der Reihe.

Das königliche Schloß liegt gleich um die Ecke. Alles liegt gleich um die Ecke, auch die dreißig Konsulate, stillen unmöglichen Gebäude, die noch heute wichtig aussehen. Das Palais ist ein zweistöckiges Haus mit einer Fünf-Zimmer-Wohnung, die nicht ausgesprochen komfortabel anmutet. Ein königlicher Kollege hat Nikita einmal eine Badezimmer-einrichtung nebst Zubehör geschenkt. Nagelneu und unbenuzt prangt sie noch heute als Freundschaftstrophäe im Schloß. Wieder um die Ecke: das Museum. Ein Glashaus, zwei Mann Wache als Dekoration. Der Fußboden ist ein Relief aus Ton und mit kleinen Flagen ist das montenegrinische Reich abgesteckt, wie es war, wie es ist — „und wie es vielleicht werden wird“, sagt „Wiedo“ und lacht vergnügt. Neben dem Museum ist die königliche Gruft, die wie ein Fondantbonbon in Rosa aussieht.

Aber die Kirche, die alterbische Kirche, wirkt wie ein Traum. Sie ist der innigste Raum, den ich betrat. Vielleicht waren es die frommen Bauersfrauen, die ihre Geschäfte auf dem Markt schnell erledigten, um hierher zu kommen, die heiligen Bilder zu küssen und das Goldgesticht der wunderthätigen Madonna zu streicheln, die der Kirche diese demüthige Innigkeit auftrugen.

Nach dieser schönen Pause führte uns „Wiedo“ zum Krämer. Der Laden ist angefüllt von lausluftigen Bauern, hübschen Burschen und Mädchen in bunten mit Gold bestickten Festgewändern.

Mein Flirt mit „Wiedo“ zahlt sich jetzt aus. Oder war er gerade wegen Prozente mit dem Krämer verfeindet — jedenfalls sagte er mir, daß diese Gewänder eigens für die Fremden gezeigt werden. Also Mannequins in Cetinje.

Diner im „Grand-Hotel“, dann Abfahrt mit herrlichem Finale. „Wiedo“ ist immer da, bald an diesem, bald an jenem Tisch, er hat immer noch irgend etwas Originelles, speziell für Madame. Meine Begleiter und ich müssen ihm besonders ans Herz gewachsen sein; denn wenn er an die anwesenden Damen auch gleichmäßig versengende Blicke verteilte, spielte „Wiedo“ doch mit mir seinen letzten Schläger. Er verbeugte sich tief und küßte mir mit ausgesuchter Gentilezza beide Hände. Dann blickte etwas Weißes auf, eine Bisttentarte, diskret in meine Hand gespielt, mit „Wiedos“ Adresse. In tadellosem Italienisch bittet er um ein kleines Bild von mir — er hat eine Sammlung, nehme ich an. So viel Grazie wird gut belohnt und ich glaube, meine Begleiter hatten Sinn für „Wiedo“. Es kommen täglich fünf bis sechs Autos nach Cetinje, und „Wiedo“ wird mit seinem Verfahren bestimmt ein arohartiges Geschäft machen.

Schon liegt die kleine Stadt hinter uns. Aus der Höhe gesehen, was ist sie schließlich anders — als ein verwehender Atemzug.

Welt u. Wissen

Wie der Steinzeitmensch fischte. Je tiefer wir in die Kenntnis des Lebens unserer ältesten erreichbaren menschlichen Vorfahren eindringen, um so mehr wird uns überrascht über ihren hohen Besitz an technischen Fertigkeiten. Kürzlich wieder ist es gelungen, Einblicke in den Fischereibetrieb der frühesten Steinzeit zu gewinnen: In der Grotte des Sazpons bis-Lespugue fand man an einer dem Solutréen angehörenden Feuerstelle einen flachen, sehr dünnen und sauber polierten Stein, 8 Zentimeter lang, an beiden Enden zugespitzt, an den Rändern gestrichelt, an einem Ende durchbohrt; das ganze, das unverkennbare Bild eines Fisches, das man zunächst als ein zum Anhängen bestimmtes Schmuckstück ansprach. Durch Vergleich mit Geräten der heutigen Eskimo ließ sich indessen feststellen, daß es sich um ein Hilfsmittel der Fischerei handelt. In dem bekannten Film angelt Nanuk mit einem völlig gleichen, aus Renntierknochen hergestellten Gerät, ganz so, wie wir heute kleine Metallfische als Köder beim Lachsfang benutzen. Gelegentlich verwenden die Eskimo auch die Zähne des Eisbären in derselben Weise, und so werden die zahlreichen durchbohrten Bärenzähne aus der Steinzeit auch nicht bloß Schmuckgegenstände gedient haben. Noch merkwürdiger ist ein anderes Stück aus derselben Höhle, das der Magdalénienzeit entstammt: eine etwa 11,5 Zentimeter lange, am stumpfen Ende durchbohrte Nadel. Genau dieselbe Nadel benutzen die Eskimo, um dem gefangenen Fisch die Kiemen zu durchbohren und sie dann, an einer Schnur über die Schulter gehängt, fortzuschleppen; die durch den Knochen unterhalb des Loches entstandene Abstreifung ist an dem Fundstück noch deutlich zu sehen. Die Eskimo nennen dies Gerät quaquartaun. Vielleicht haben es schon die Magdalénier ähnlich genannt.



Furchtsame Kinder — erfolglose Erwachsene.

Von Dr. Max Renger.

Furcht, die Ursache allen Mißerfolges. — Wie die Kinder zur Furchtsamkeit erzogen werden. — Die verschiedenen Arten von Furcht bei Kindern. — Rasche Hilfe, vielfache Hilfe.

Viele Dinge werden im Urteil der Menschen als „Laster“ oder „Untugend“ bezeichnet. Nichts aber verdient wohl mehr eine solche Bewertung — wenn sie überhaupt angebracht ist — als die Furchtsamkeit, die meist nicht so ernst genommen wird, wie viele, oft bedeutend harmlosere Erscheinungen im Menschenleben. Der hauptsächlichste Grund für eine solche Haltung ist wohl darin zu suchen, daß die allermeisten Menschen in der Tiefe ihrer Seele selbst sehr furchtsam sind und deswegen nicht gerne eine Tatsache näher betrachten, die selbst dann unbequem werden könnte. Vom Standpunkt der heutigen Psychiatrie aus betrachtet, ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß „Nervosität“, die heutige Modestranke, in der Furchtsamkeit ihre hauptsächlichste Wurzel hat. Menschen, die sich in jedem Augenblick unsicher fühlen müssen, da sie weder zu sich noch zu der Umwelt jemals wirkliches Vertrauen haben, müssen in ständiger Unruhe und Geschäftigkeit leben und ihre Kräfte vornehmlich verbrauchen. Das Gleiche gilt auch von einer Erscheinung, die heute recht häufig geworden ist. Ein Mensch, der in frühen Jahren zu großen Erwartungen Anlaß gab, ist später nicht einmal mehr in der Lage, das zu erfüllen, was wir als durchschnittliche Leistung eines Menschen glauben voraussetzen zu dürfen. Aus Furcht hat sich dieser Mensch sein Leben verbaut und nun sieht er keine Möglichkeit mehr, sich zurechtzufinden. Alle diese Erscheinungen von Furcht bei Erwachsenen haben ihren Ursprung aber in der Kindheit. Es leuchtet wohl ein, daß ein Kind, das schon in dem engen Rahmen dieser Verhältnisse sich nicht zurechtfinden konnte, auch später außerhalb des Glashauses der Familie niemals selbständig und erfolgreich auftreten kann. Die Hauptübel des modernen Menschen gibt es also, bereits in der Kindertube aufzufuchen und Mittel ausfindig zu machen, um der Furcht schon dort zu begegnen. Dabei interessiert die mehr theoretische Frage hier weniger, ob alle Erscheinungen von Furcht auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen sind. Von ganz besonderer praktischer Bedeutung ist hingegen die feststehende Tatsache, daß Überwindung der Furcht in einem Punkte dem Kinde mit der Zeit allgemeine Sicherheit verschaffen wird. Nun fragt es sich aber, wie überhaupt die Furcht in das Leben des Kindes hineinkommt. Da muß es einmal mit Offenheit ausgesprochen werden, daß das zumeist dem schlechten Beispiel der Erwachsenen zu verdanken ist. Wenn ein Kind sieht, daß die Eltern oder älteren Geschwister ängstlich sind, so wird es als ganz selbstverständliche Haltung diese Ängstlichkeit auch übernehmen. Neben dem schlechten Beispiel spielen aber auch andere Gründe eine große Rolle. Angst vor dem Dunkel, eine der verbreitetsten Formen der Ängstlichkeit, kann z. B. so entstehen, daß das Kind bemerkt, daß es durch Angstschreie die Mutter oder andere Personen herbeirufen und an sich fesseln kann. Durch die Verfestigung des Mittels zum Zweck wird dann aus dem anfangs nur Liebesbedürftigen Kinde später ein ängstliches. Daneben sind auch die Erzählungen und gesuchten Schreckvorstellungen, die die Erwachsenen dem Kinde oft absichtlich beibringen, in vielen Fällen von verderblicher Wirkung für das ganze Leben. Eltern oder Erzieher, die durch die Geschichte vom Polizisten, vom schwarzen Mann, der das Kind holen wird, vom bösen Hund, der das unartige Kind beißen wird, vom Donner, der anzeigt, daß der liebe Gott mit dem Verhalten des Kindes nicht einverstanden sei, die Kinder zur Barmherzigkeit bringen wollen, erreichen durch solche Schreckmittel gerade das Gegenteil. Das Kind wird verschüchtert, verliert alles Selbstvertrauen und wird sich nur noch aus Furcht oder Bestechlichkeit so betragen, wie es bei anderen Kindern ganz natürlich der Fall ist. Alles dies sind nur einige Fälle, wie sich Furcht bei Kindern äußert und wie sie ihnen aneignet wird. Viel schwieriger ist es, dem Kinde wieder seine Ängstlichkeit abzugewöhnen und es gibt dazu nur einen einzigen Weg: durch Güte (die durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Weichherzigkeit) und vernünftige Darlegungen, im Kinde wieder Vertrauen zu sich und seiner Umwelt zu erwecken.

Das ist allerdings eine mühevollere Arbeit und sie bedarf der ganzen Umsicht und Hingabe des Erziehers; dieser aber wird sich wohl einer solchen Aufgabe nicht verweigern, wenn er bedenkt, daß das spätere Glück und aller Erfolg davon abhängen, daß der heranwachsende Mensch wirklich in dieser Welt lebt und nicht in einer Schattenwelt, die ausgefüllt ist von Gespenstern, die manchmal locken, aber zumeist nur schrecken.

Wie mache ich meinen Mann glücklich?

Jemand hat mal gesagt: lütere die Bestie gut. Ein anderer behauptet: gib ihm Streichhölzer, Streichhölzer, Streichhölzer — und auch sonst werden allerhand gute meine Vorschläge von alten Praktikern der Ehe ins Land gerufen — aber macht gut und sorgfältig bereitetes Essen — macht immerwährende Rücksichtnahme auf häusliche Bequemlichkeit wirklich glücklich?

Wir sehen immer wieder, daß die prächtigste Hausfrau von ihrem Gatten vernachlässigt wird, wenn sie es nicht gleichzeitig versteht dem Mann in rechter Art Wegweiser zu sein.

In erster Linie guter Kamerad — dazu gehört, daß man den Geschehnissen des Lebens nicht gar zuviel Gewicht beilegt, daß man durch Heiterkeit Ärger und Verdruß überwindet, geduldig bei Beschlägen und tapfer im Unglück bleibt. Dazu gehört aber auch, daß man den Kameraden nimmt, wie er ist, daß man nicht fruchtlose Erziehungsversuche unternimmt, denn sie verstimmen den armen Kreuzträger, der an eine so lehrhafte Frau geraten ist.

Mit einem guten Kameraden an der Seite ist das Leben erst wahrhaft lebenswert, jeder Genuß wird vertieft, jede Entbehrung erleichtert, Arbeit wird zur Kraftprobe und Erfolgsfeld wird zur Selbstverständlichkeit.

Geliebte zu sein darf die Frau aber keineswegs vergessen. Sie muß die Zärtlichkeit in ihrer Ehe pflegen. Sie muß verstehen, schlechte Laune und Berufssärger durch Schelmereien zu verjagen. Sie muß lachen und tändeln, sie muß jagen und scherzen und mal ein wenig dummes Zeug reden können. Sie muß zu überraschen verstehen durch ausgewählte Kleidung, sie muß sich so hübsch machen wie sie irgend kann. Und sie muß sich ein wenig vermöhen lassen. — Unbedingt braucht sie Aufmerksamkeit! — ein paar Blumen, Süßigkeiten, ein paar bunte Säckchen — das gehört zum Glück der Ehe. Der Mann schenkt ja so gern und hat Freude an ihrer Freude, wenn sie es nur so recht versteht, zärtlich zu einer Geliebten zu wünschen und liebevoll wie eine Geliebte zu danken. Vor allem: noch einmal! die Frau darf nicht die Zärtlichkeit in der Ehe vergessen! — nicht läppische, tawad Schmuserei, die anderen Leuten lästig und lächerlich erscheint, ist damit gemeint, sondern eine maßvolle, taktvolle Zärtlichkeit, die ein Ausdruck freundlicher Herzenswärme ist, und unendlich beglücken kann. Oft stirbt die Ehe an Mangel an Liebesbeweisen — ein Händedruck — ein Lächeln — ein Vermögen so leicht ein Mißverständnis zu beseitigen.

Die Frau, die ihren Mann glücklich machen will, soll von Tugenden des guten, fleißigen, hilfsbereiten Kameraden mit dem liebenswürdigen Wesen der Geliebten vereinen, das ist die gute Hausfrau eigentlich schon geboren. — Und der Mann einer solchen Frau wird nicht unbefriedigt mit anderen Frauen Ausschau halten, — was er bei der braven Nur-Hausfrau leider so gern tut. Klara v. Wedellstadt.

Zeitschriften.

Das erste Oktoberheft von „Neue Frauenkledungs- und Frauenkultur“, vereinigt mit „Frau und Gegenwart“, bringt wertvolle Aufsätze, die die Ansätze neuer Lebensgestaltung verdeutlichen. Berühmte Frauen schreiben über „Die beiden Generationen“, „Zeit und Familienleben“ und „Das neue Körperbewußtsein“. Diese Beiträge erhalten ihr besonderes Gepräge und die Berechtigung dadurch, daß die Zeitschrift auf ein 25jähriges Bestehen zurückzusehen kann. Diese Zeit bedeutet für den Kampf um hygienische Frauenkledungs- und Arbeitsan der Persönlichkeitsbildung und an der Hebung des Geschmades. Vieles ist verwirklicht. Die Mode hat das mehr übernommen und das Schwerkrieg der Aufgaben verschoben sich von der Kleidung auf die kulturellen Forderungen des Lebens der Frau, auf die sachliche und praktische Arbeit im Haus und Beruf. (Verlag G. Braun in Karlsruhe.)